Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 7 (1927-1928)
Heft: 11

Artikel: Gelegentlich neuer Schweizer Lyrik
Autor: Büchli, Arnold
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-156449

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Moritz Zeller: Die Knabenweihen.
Hermann Usener: Über vergleichende Sitten und Rechtsgeschichte. (Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. 1.)
Dr. A. Knabenhans: Die politische Organisation bei den australischen Eingeborenen.
Richard Andreae: Braunschweiger Volkskunde.
Schweizerisches Archiv für Volkskunde.
A. v. Sprecher: Geschichte der Republik der drei Bünde.
Bündnerisches Monatsblatt.
Bündner Kalender für das Jahr 1878.
Der Freie Rätier. Jahrgang 1900.
Dr. J. Desax: Organisation der Kriminalgerichte im Gebiete des grauen Bundes.
H. Lehmann: Die Republik Graubünden, historisch-geographisch-statistisch dargestellt.
G. Leonhardi: Rätische Sitten und Gebräuche.
P. Christoffel: las socïetas da mats et lur dertgires nauschas.
Peter Tuor: Rätoromanische Rechtsdenkmäler. (Festgabe für Ulrich Lambert.)
Decurtins: Rätoromanische Chrestomatie, 1. Ergänzungsband: dertgira nauscha.

Gelegentlich neuer Schweizer Lyrik.

Von **Arnold Büchli**, Aarburg.

Ein empfundenes Gedicht von künstlerischem Rang — noch vor hundert Jahren konnten bestandene Männer darüber in begeisterte Freude ausbrechen, konnte der Vortrag einer packenden Ballade dem Poeten aufopfernde Freundschaft gewinnen, und das Erscheinen eines Bändchens echter Verse bestaunten in deutschen Landen Tausende als ein Ereignis. Aber schon 1860 beklagt Treitschke, daß die gesamte lyrische Dichtung lediglich von den Frauen gelesen werde und „nur selten ein Mann von Geist in verschämter Stille" an Horaz oder Goethe sich erquicke. Und er schon schiebt diese Wandlung des öffentlichen Geschmacks und Urteils auf die Härte und Aufregung des modernen Lebens, aber auch er schon auf die poetische Überproduktion.

Heute scheinen auch auf dem Lesetisch der Frauen Versbücher selten mehr Gastrech:t zu genießen, und die ehedem so leicht begeisterte Jugend um zwanzig wendet sich erst recht von ihnen ab. Heute, wo aller überlaut verkündeten Menschheitsverbrüderung zum Trotz die innere Vereinzelung des Gebildeten immer fühlbarer wird, wo die Parteiung auch im Geistesleben so schroff ausgeprägt ist, daß selbst in unsern kleinen Verhältnissen Gleichstrebende nurmehr ausnahmsweise freundschaftlich aufeinander blicken, heute muß die Lyrik noch schüchterner seitab stehen. Ein Blick in irgend einen der großen literarischen Weihnachtskataloge auch Deutschlands tut es unzweifelhaft dar: Gedichte sind nur in erklärten „Klassiker"-Ausgaben oder in Anthologien marktfähig. Von den Millionen, die ihre geistige Nahrung aus den zahllosen Illustrierten holen, ganz zu schweigen! Und wer wagte den Vorwurf zu erheben, daß sie im Unrecht sind? Das liberale Ideal der allgemeinen Schulung hat

seine Wirkung getan, hat die Massen mit sanfter Gewalt dem Analphabetentum entrissen, und nun setzen sie auch in der Welt des Buchstabens ihre Ansprüche durch, fordern sie von der Presse ihre Circenses: Befreiung von der Langeweile durch „Unterhaltung", Sensation und Nervenkitzel. Dabei mehrt sich die Zunft derer, die da lehren und (zu ihrer Geistesgröße) bekehren möchten, unverhältnismäßig, um eines Tages enttäuscht inne zu werden, daß mehr Lehrer als Lernwillige, mehr Musikanten als Tänzer vorhanden sind. Man mag es bedauern oder nicht, aber jedenfalls hat im heutigen Europa der Künstler seine Rolle als repräsentative Gestalt endgültig ausgespielt. Und mögen dem Musiker, dem Schauspieler die Herzen da und dort noch zufliegen, mag ein Maler, ein Romanschriftsteller noch etwa goldenen Erfolg erleben, der Lyriker darf sich namhaft schätzen, wenn er in eng begrenzter Bildungs- oder Standesschicht eine nach Hunderten zählende Gemeinde Getreuer dauernd um sich zu scharen vermag. Jenen Hunderttausenden aber, die einen Schwimmer, einen Boxer oder Ozeanflieger in Wolkenbrüchen von Lorbeer begraben, ihnen muß der Antipode dieser Sportwütriche, der einsam-ekstatisch in sein Innen versunkene Tagtraumwandler und Dichter freilich unfaßbar sein. Von der Spannung des Geschehens im Roman läßt sich auch der Unliterarische leicht noch mitreißen. Doch die Kunst, die innere Sammlung verlangt, die Herz zu Herz fordert, die nur dem gibt, der da hat, nämlich seelischen Tiefgang, sie steht heute gering im Kurse, ja sie ist der Spöttelei verfallen. Jeder weiß es, der Schweizer hat ein verächtliches Wort für den Lyriker.

O Vater Pestalozzi, jetzt vielbeschworner, die von dir so ersehnte Volksbildung ist fast zu gut geworden! Nach immer feinerer Methode sind die letzten Geschlechter gelehrt und geleitet worden. Jedes Bäuerlein im hintersten Krachen und vorab jeder Arbeiter spricht wie ein Universitätsprofessor. Und volkstümlich bildhafte Sprache, Einfachheit in Denken und Fühlen, Gemüt und Phantasie, vor allem diese, sind glücklich aus Köpfen und Herzen hinausgeschult, die Originale aus den Lehrstuben weggewiesen worden. Alles Unterrichten bekommt nun einmal in erstem Betracht Verstand und Gedächtnis beim Wickel zu fassen. Dagegen vermögen die ausgeklügeltsten Lehrgänge und Prüfungsordnungen, der beste Wille aller Lehrenden nichts. Und diese auf zugespitztes Gedankenwesen, ja auf das Skeptische hin erzogene Generation, was soll ihr nun das orphische Gestammel, die atavistische Sinnenhaftigkeit, die Schönheits- und Schmerztrunkenheit des lyrischen Dichters?

Hatte der Poet, der vates, der Prophet der Alten, ja noch der singende Scholar des Mittelalters seine bestimmte Stellung im Volksganzen, unsere Zeit macht es ihrem Nachfahren jedenfalls nicht leicht, sich in der fest gefügten Ordnung des Staates zu behaupten. Der Dichter des ewigen Ich, dieser Überindividualist mit seiner jähen Leidenschaftlichkeit, seiner verzückten Narrheit, seiner verbohrten Einseitigkeit, er hat einen schweren Stand in der modernen Demokratie und in unserer schweizerischen ganz besonders. Zwar stellen Schule, Wissenschaft und Presse die künstlerische Leistung immer noch auf einen hohen Sockel. Ir

der harten Wirklichkeit aber ist das selbstgewisse Bürgertum aller politischen Schattierungen nicht im geringsten gewillt, einem Außenseiter irgend ein Besonderes zuzugestehen. So mag der ungefügige Eigenbrödler tüchtig getreten werden oder am Brand seiner Seele zugrunde gehen. Zugegeben: es ist dem Erdulder der heutigen Zivilisation gar nicht leicht gemacht, „in Dichters Lande" zu gehen. Bald weiß er ja nicht mehr, was Stille, Alleinsein, die Vorbedingung alles innern Zusammenraffens, ist. Wohin soll er sich — daheim und draußen — nachgerade noch retten vor der nun auch drahtlos alle Welt anrednernden, ansingenden, anmusizierenden, der mit Getöse Luft und Länder durchratternden, der mit raffinierter Technik irgendwie Lärm verübenden Menschheit?

Und wendet jetzt ein zweifelndes Lächeln ein, warum denn gerade in unsern Tagen die Zahl der Verse und der Verseschreiber Legion sei: Eben, der Verseschreiber! Gerade bei der allgemeinen Ratlosigkeit dem dichterischen Schaffen gegenüber erheben Ehrgeiz und Eitelkeit, ja literarischer Geschäftssinn ihr Haupt umso sorgloser. Denn obschon die breiten Massen zur Kunst des ungesungenen Liedes kein unmittelbares Verhältnis gewinnen können, heuchelt sich in der Öffentlichkeit des Druckes die Überlieferung weiter, daß neben der erbaulichen Betrachtung ein bißchen (ja nur ein bißchen!) Poesie zur Feiertagslektüre gehöre. Da müssen denn in jedes Sonntags- und Bilderblättchen durchaus Verse eingestreut werden. Und hier wechseln nun notgedrungen — gute Lyrik ist ein zu seltenes Gewächs — an der nämlichen Stelle die unsterblichen Strophen großer Künstler ab mit dem seichtesten Reimgedudel irgend eines ebenso geistlosen wie eingebildeten Lokaldichterlings, das die gemischte Leserschaft lammgeduldig jahrelang anhört. Dieser Schwall von unverantwortlicher Lyrik, wie er sich hemmungslos in Zeitungen und Zeitschriften ergießt, hat allerdings die verbreitete Geringschätzung einer einst hochgehaltenen Gattung der Poesie mitverschuldet.

So finden die schlanken Bändchen wahr erlebter Lyrik immer schwerer durch die gewaltig daherrauschende Literaturflut zu den Ohren und Herzen, die für sie geschaffen wären. Das unheilvolle Klüngelwesen um die großen Verlage und Zeitschriften hüben und drüben, diese Gesellschaften zur Lobeserhebung auf Gegenseitigkeit, hält den Kreis der jeweils Erkorenen mit Berechnung eng geschlossen, und die zünftige Literaturwissenschaft befleißt sich mit seltenen Ausnahmen vornehmer Zurückhaltung gegenüber dem Schaffen der Zeit. Wenigstens solange es nicht, verdienter- oder unverdientermaßen, zu Namen gekommen ist. Begreiflich, in den ruhmdurchwitterten Grüften der Literaturgeschichte die Siegel von den Särgen zu reißen und vor einer ergeben horchenden Jüngerschaft den wissenden Anatomen zu mimen, ist schon klüger und dankbarer als auf dem Glatteis der Beurteilung neuer Leute sich vorwärts zu tasten. Denn hat man für künstlerische Betätigung leicht ein mitleidiges Lächeln bereit — die Wissenschaft von der Kunst verleiht noch immer Würde und Wichtigkeit. Und ihre zu Gelehrten herangebildeten Jünger, die sie bald auf jedes Dorf hinaussendet, wie hilflos stehen sie vor der unabgestempelten Neuschöpfung! Kein Wunder: Wer die ganze lange Stufen-

leiter unserer Schulen „mit Erfolg" hinaufgepeitscht worden ist, wo soll er, mit Gelehrsamkeit vollgepfropft bis unter die Haarwurzeln, ursprüngliches Sprachempfinden, wo den angebornen, nur längst verkümmerten Spürsinn für das Echte und Natürliche in der zeitgenössischen Produktion in sich noch suchen? Und Naivität, unverbogenes Fühlen, Naturverbundenheit sind in der Dichtung ja gerade alles. Wie leicht lassen sich deshalb unsere Gebildeten etwas vormachen, wie leicht nehmen sie Äußeres für Inneres, die großartige Gebärde für seelische Erhöhung!

In diese Verwirrung hinein gellen erst noch die Fanfarenstöße der kapitalkräftigen Verleger, die übrigens ein höchst achtbares Teufelchen des literarischen Ehrgeizes reiten muß, daß sie aller bejammerten schlechten Erfahrung zum Trotz Lyrik in so stattlicher Bändezahl weiter anbieten. Nun, mancher Freund der Dichtung mag vor den schmetternden Reklameposaunen eben doch zusammenklappen, seinen Rest gesunden Verstandes einstecken, kaufen und mitrühmen. Man will doch kein Banause sein! Auf diese Weise wird zwar nicht der Kernbestand jener kleinen Kennergruppen erfaßt, die die Ehrfurcht vor dem lyrischen Liede weiterpflegen, wohl aber deren Mitläufer aus Mode. Diese Kunstgleisner bringen noch zuallererst eine Büchermode fertig, verfallen aber naturgemäß auf gewandte Manieristen und gerissene Macher — Ästheten tragen immer Ästheten empor — während die Überzeugten der einzelnen Kreise sich kaum um die von andern Gefeierten kümmern.

Nicht daß es an Stillen im Lande ganz fehlte, die sich die kühle Übersicht und ihr selbständiges Urteil bewahren. Nur ballen sie bequem die Faust in der warmen Tasche, wenden sich verärgert von aller modernen Dichtung ab und langen überlegen ihren Eichendorff herunter. Der Kritiker am „großen" Feuilleton aber ist nicht halb so beneidenswert wie es dem rezensionsbegierigen Poeten vorkommen mag. Ihm knattern durchs ganze Jahr wahre Papierstürme betäubend um die Ohren. Jeder Gedruckte möchte gelobt oder wenigstens geschont werden, die Lyriker am allermeisten. Ihre Empfindlichkeit ist durch Meyers Wort berühmt geworden, leider nicht auch die sicher noch empfindsamere Eitelkeit der Nachahmer und der Viertelstalente.

Nach manchem „Stupf" und langem Zögern ist denn auch der Entschluß zu den folgenden Buchbesprechungen gefaßt worden. Mit den beliebten Polterprivatissimis ist schließlich keinem gedient, und die gute Sache höchst undankbarer öffentlicher Bemühung im Dienste der heute so stiefmütterlich umsorgten Muse schon etwelches Aufdiezähnebeißen wert. Dichtung, wohl, ist nicht mehr als die Blüte am Baum der Volkheit. Doch wenn gesunde Säfte kraftvoll den Stamm empor quellen, soll die Krone auch reich und fruchtverheißend blühen. Und welche Gattung der Poesie könnte sich rühmen, durch Jahrhunderte so unvergänglich lebendig zu bleiben wie eine lyrische Stimmung? Wie quellfrisch hat sich das Volkslied, dieser Jungbrunnen jeglicher Lyrik, erhalten durch alle Stufen der völkischen und gesellschaftlichen Entwicklung! Ein ganzes, volles Leben in ein Dutzend, ein halbes Dutzend rhythmische Zeilen zusammengeglüht, Glückjauchzen oder Wehruf der bewußtesten Schöpfung:

das kann ein edles Gedicht geben, wenn es aus unbewußter, unerklärlicher Tiefe des Weltgefühls emporgebrandet ist.

Damit aber ist bereits der Maßstab gewiesen, der in der folgenden Übersicht über neue schweizerische Lyrik angelegt wird. Unsere Großen von Meyer und Keller aufwärts bis zu Storm und Mörike, zu Uhland und Goethe, sie haben uns die Überlieferung hinterlassen, daß in der Kunst letzten Endes der Inhalt das Bestimmende ist, daß nur eine große Seele einfach große Dichtung zu schaffen vermag, daß alles geistreiche oder virtuose Spiel mit der Form, mit dem Wohllaut der Sprache undeutsch, unmännlich und unbedeutend ist. Das „Hohepriestertum der Schönheit" von Poeten anzustaunen, die ein Mannesleben damit zu füllen trachten, daß sie Aberhunderte von zimperlich gezierten Versen feilen, überlassen wir jenen Wenigen, die in ihrem „hain der weihe" auch auf „weiter menge laut sich mühendes gewimmel" herabschauen können. Mögen sie die teils gespreizten, teils gequälten Sprachkünsteleien eines George mit Weihrauchgewölk umnebeln — klare Sicht ist ja seine Sache doch nicht. Wir brauchten uns im gegebenen Zusammenhang bei diesem bläßlichen Formtalent, das seine Blutleere in geschickter Pose mit dem „hohenpriesterlichen" Talar bedeckt, nicht weiter aufzuhalten, wenn sein unsagbar feines Getue nicht alle feinen und verhimmelungsseligen Leute bestrickt hätte. Ach, sein „kasteiter über-spitzer finger", wie er „sich faltet weiß" (um auf den „Stern" seines „Bundes" zu deuten), sein „abgeneigter sein erhobner daum", sie üben einen magischen Zauber aus auf alle Ewigschwankenden. Selbst die viel gerügte und gerühmte schweizerische Derbheit schützte nicht vor Ansteckung. Auch die rauhen Reibungen unserer engen Verhältnisse vermochten eben nichts gegen den Fluch, der nun einmal auf allem geistigen Leben, dem künstlerischen wie dem religiösen, lastet, daß es auf einer gewissen Entwicklungsstufe die Neigung hat zu erstarren in pfäffischer Formenpflege.

Es mag ruhig als Gesetz gelten: Je verrückter oder ungenierter sich ein Dichter gebärdet, um so sicherer macht er zur Zeit Schule. Es sind ja genau wie in der Wissenschaft so auch auf dem Gebiete der Dichtung immer nur verhältnismäßig wenig wirklich schöpferische Geister tätig, meist erst noch dort, wo die tonangebenden Chorführer sie nicht vermuten. Sie spüren die neuen Vorwürfe auf, die von den minder originalen, oft aber formgewandteren Talenten abgewandelt und den großen Leserscharen mundgerecht gemacht werden. Der Instinkt für ein trag- und gestaltungsfähiges Motiv ist eine Haupttugend des gebornen Lyrikers. Das wittern die Modernen wohl, stürzen deshalb auch auf die Suche, lassen sich dabei aber von der nervösen Sucht, um jeden Preis Aufsehen zu erregen, jämmerlich ins Dorngestrüpp jagen. Da verrennen sich die einen in die Darstellung des gesucht Häßlichen, ja Ekelhaften wie die von vielen so geschätzten Rilke („Leichenwäsche") und Werfel („Jesus und der Äserweg"). Da wühlt und nühlt einer dreist im Schlüpfrigen wie neuerdings der auch in der Schweiz viel gesehene und gelesene Klabund in seinen Freudenhausgedichten. Oder man irrt ins gewollt Dunkle ab wie die gesamte große Gefolgschaft Georges.

Fast noch bedenklicher ist eine andere, schon recht verbreitete Erscheinung, weil sie dem Grundwesen der Lyrik noch mehr Gewalt antut und leichter nachzuahmen ist. So mancher nämlich meint der wissenschaftlich gerichteten Denkweise der heutigen Gebildeten auch in der Dichtung Zugeständnisse machen zu müssen und philosophiert mit klingenden Reimen ins Aschgraue oder apostrophiert in jeder zweiten Verszeile einen (schwerlich: seinen) Gott. Und daß das Liebäugeln mit der Gelehrsamkeit oder irgendwelchem mystischen Bedürfnis des Publici erst noch Erfolg bringt, dafür liegen namhafte Beispiele zutage.

Einem zugewandten Ort, Eduard Reinacher, sei höflicherweise der Vortritt eingeräumt. Seine „Gesänge aus der Schweiz" (Harschhorn und Flöte", Deutsche Verlagsanstalt) wurden bei uns mit Wohlwollen aufgenommen. Von Deutschland her geht ihm der Ruhm eines starken Idyllikers voraus. Legenden, Sagen und Idyllen in Versform sind draußen eben letzte Neuheit. Aber nur in gerippeartigem Chronikstil werden diese Stoffe geschluckt. Jeder Versuch eigenartiger Gestaltung wird abgelehnt: Nach dem Sprachgetobe der Expressionisten nun ein Pendelschlag rechtshin! Und Reinacher weiß auch höchst anmutig den Idyllenton anzuschlagen, so in der reizvollen Stimmung „Bergweihnacht". Aber auch in diesem Stück noch befremdet eine gewisse manierhafte Geziertheit des Ausdrucks („und verbinden die Hände durch Faltung"), die nicht allein dem ermüdenderweise durch alle 140 hohen Seiten beibehaltenen Hexameter zugeschrieben werden kann. Und wenn er in der „Botanischen Litanei" dreißig Zeilen (Verszeilen!) fort Namen von Alpenpflanzen erst deutsch, dann gar lateinisch aufreiht,

Adelgras, Allermannsharnisch, Berufskraut, Ehrenpreis, Aster,
Frauenmantel und Alpendost, Alpenglöckchen und Kresse ...

Achillea, Aconitum, Adenostyles alpina,
Ajuga pyramidalis, Albium victorialis ... (damit man's glaube!)

ist das nun Anpassung an den Bildung liebenden und lohnenden Leser oder neckisches Spiel, um seine Langmut auf die Probe zu stellen oder Spiegelfechterei pyramidalis? Idyllische Flöte, wohl, aber von alteidgenössischem Harschhorn auch kein Ton! Trotz der stellenweise geglückten Berglandschaften und trotz der schweizerischen Sagenballaden. Reinacher hat sich die Stoffe bei Grimm sehr genau angesehen, um sie so ziemlich wörtlich in holprige Hexameter zu zwängen. Hätte er sich auch in älterer Schweizer Literatur umgetan, so würde er bemerkt haben, daß J. R. Wyß schon vor hundert Jahren derartiges zierlicher, Fröhlich und besonders Reithard kraftvoller gesungen haben.

Dann liegen von Hermann Hiltbrunner seit 1925 drei Bändchen vor. „Der Unermüdliche": dies für den Ruf eines Lyrikers nicht ungefährliche Epitheton erteilt ihm sein eifriger Verleger (Orell Füßli). Aber wie ernst es gemeint ist, lehrt die Empfehlung, die er der ersten Sammlung beifügte: „In Hiltbrunner besitzt die Schweiz zum ersten Mal einen ganz reinen, ganz starken lyrischen Dichter von jener

seltenen Art, wo das Gedicht das große Vollbringen des Lebens, nicht nur dessen Begleiter ist." Zum ersten Mal! Das wird man hoch gegriffen nennen dürfen, denn Keller und Meyer haben sich doch nicht ganz erfolglos im Dichten versucht.

Doch schlagen wir ungesäumt die älteste der poetischen Gaben „Von Sommer zu Herbst" auf. Gleich die ersten Verse können mit Fug vom Wesen des Werkes zeugen:

Wie Fruchtgehäng im Herbst ist Deine Hand,
Von leichter Nebel Schmelz und zartem Duft
Gereifter Frucht füllt sie die kühle Luft,
Die ohne Hitzedruck und Sonnenbrand
Sie leicht umweht — ein Spiel von Tanz und Tand.

Denn derselbe ebenmäßige (nur zu ebenmäßige) Fluß des gereimten Fünfhebers wird durch fast alle 77 Gedichte fortgeleitet. Kein halbes dutzendmal wird der Versuch einer andern rhythmischen Fassung gewagt. Und immerfort dasselbe zierliche Spiel des Wortes und der Tropen: „Tanz und Tand"!

Liebe und Landschaft, seine Motive, wie packt er sie an?

Noch regennaß erblitzen nahe Dächer,
Ferndumpfer Donner schwingt und zittert schwächer,
Aus schweren Wolkenvorhangs Düstergrau
Blickt süß ein Streifen selig Himmelsblau.

Die frisch erfaßte Gewitterstimmung, wie bald zerflattert sie in wichtigtuerisches, leeres Gerede!

Wie wenn sie Reiches trügen
Gehn alle Wesen: eingekehrt und groß —
Wenn jetzt des Himmels spitze Blitze schlügen,
Die Fülle träfen, kühles Selbstgenügen
Wahllos versengen würden und zerpflügen
Den drängenden, geschwellten Mutterschoß:
Wie würden irre wir und glaubenlos.

Seiner Liebesstrophen eine, die 18., setzt ein:

Mich schmerzen Bilder, die der Töne harrten.
Mich töten schale Worte fahlen Scheins:
Denn ihre Härte ritzte Deines Seins
Geschwelltes Fruchtfleisch. Und verwundend warden
Die Töne laut, die nie vom Wind getragen
Zu wenig weich sind, Deine Lust zu sagen...

Haben wir recht gesehen? „Deines Seins geschwelltes Fruchtfleisch*)"... Ja, mit so kühl und schlank aus dem Ärmel geschütteltem Wortgeprassel tut sich die Liebe eines Fünfundzwanzigjährigen Genüge. Auch wo er einen schüchternen Versuch macht, die Erdenhaftigkeit der Geliebten zu schildern (was der Lyriker darf und soll), im Handumdrehen läßt er

*) Eine Erinnerung an den Ketzer von Soana?

sich von seinem Gegenstand ablenken durch den Eifer, die Seifenblasen schillernder Bilder aufeinander zu bauschen:

Wunderweiß und leicht sind Deine Brüste,
Wolken gleich von kühler Meeresküste,
Die geführt von atemleichtem Winde
Leis verschweben ...

Kein Strich, keine scharfe Umrißlinie, die persönliche Eigenart des einen oder andern zeichnete! Als ob die Besungene gar kein Weib von Fleisch und Blut, als ob all das so glatt und unfehlbar zum Reimen gebrachte Erleben nur vorgetäuscht wäre, Vorwand wäre — diese Vermutung wird man auf keiner Seite los — zu glänzen und zu blenden mit geistreich-elegantem Versgeplänkel. Ganz wie der in Mandelblütenfarben schwelgende Abgott aller Nur-Worte-Macher es zu üben liebt: George. Und bis ins einzelne läßt sich denn auch die Entsprechung im formalen und seelischen Gehaben bei Hiltbrunner verfolgen. George kultiviert ja diesen Langvers durch unzählige Strophen fort, er skandiert uns in eitel geschniegelten Ausdrücken mit gesuchtem Bilderprunk seine ätherischen Gefühlchen vor. Von ihm hat Hiltbrunner die genetivischen Bestimmungen und Beifügungen, diese Todfeinde aller saftigen Anschaulichkeit, von ihm das allzu bewußte Spiel mit dem vokalischen Gleichklang („schale Worte fahlen Scheins") übernommen. Und gegen das Ende kann er's fast so gut wie sein Vorbild. Und sehr zu eigenem Nachteil hat er mit ihm auch gemein das untrügliche Kennzeichen des kleinmeisterlichen Virtuosen, daß er nie das ganze Kunstwerk überblickt, nie es über sich bringt, dem Gesamteindruck alle nebensächlichen Einfälle unbarmherzig aufzuopfern.

Das folgende Bändchen „Erlösung vom Gesetz" (schon der abstrakte Titel ein Fingerzeig!) bietet leider dasselbe Bild. Auch seinen Versen ist der Stempel der überkommenen Gebärde unverkennbar aufgeprägt; nirgends eine eigene Note zu entdecken! Nur vier- oder fünfmal macht das Bedürfnis sich geltend, die steife Form des jambischen oder trochäischen Fünfhebers mit beschwingterem Rhythmus zu durchbrechen. Nichts leichter als das: in diesem kautschukgeschmeidigen Maß sich zu trainieren. Die gute deutsche Sprache ist ja so fügsam, biegsam und verbiegsam, und Georges Kunstgriffe sind so unschwer nachzuahmen und verbürgen so sicher den Umfall der Buchbesprecher! Vor allem aber muß man sich auf das Fackeln mit dem Schleier des Geheimnisvollen verstehen. So wird man über keiner Seite der Sammlung das peinliche Unbehagen los: Hab ich den rechten Schlüssel? Dermaßen orakeldunkel rauscht das Gewirr der Bilder an uns vorbei. Eine Anführung:

Der in Nacht, Qual und Leid sich verlor,
Rang an Dir, schönstes Bild, sich empor,
Zwang sich Dir, Freudenstrahl, und erkor
Deiner Hand Fleisch und Bein, Blut und Saft,
Und an Dir wuchs in mir Mark und Kraft,
Ward ich stark; Fessel sprang, Band und Haft,
Lösten sich, frei ward ich; Wurzel, Schaft,

Blüte, Blatt sproßten mir ohne Zahl:
Baum und Berg, Wald und Feld, Wies und Tal
Ward ich selbst, ward ich Welt ohne Wahl.

Und das neueste „Opus" nun (vom Verfasser als XV. datiert und „Werk der Welt" genannt), für das sich seit langen Wochen die gesamte Presse der deutschen Schweiz mit Voranzeigen und Proben einhellig eingesetzt hat? Mehr Klarheit und Entschiedenheit als in den beiden frühern Veröffentlichungen! Jahreszeitenbilder, Stimmen der Elemente, Allbewußtsein suchen sich hier zum Gedicht zu runden. Noch nimmt das eine und andere Stück den alten Tonfall auf, den stetig schweren Schritt der fünffüßigen Zeile, das Schielen nach ungewöhnlichen Reimen, das Versteckenspielen mit dem siebenmal versiegelten Geheimnis. Doch jetzt hat Hiltbrunner zur Strophe gefunden, jetzt weiß er ein fest umgrenztes Motiv zu schätzen. Aber das Suchen nach in sich geschlossenen lyrischen Kristallen bleibt auch hier wieder ergebnislos. So mancher Vorwurf ist aufgenommen, aber nicht durchgeführt. Was hätte sich bilden lassen aus dem Föhnruf, dem Spruch des Sturmes! Zum Beweise mögen „die Berge sprechen", wie unser Autor ihnen Stimme verleiht:

Sind wir nicht das Höchste dieser Welt?
Geht das Denken über uns hinaus?
Doch wir sind auf festen Grund gestellt
Und die alte Erde füllt uns aus.

So gewiß diese Selbstaussage unumstößliche Binsenwahrheit ist, so sicher hat sie mit lyrischer Dichtung nicht das geringste zu tun. Und diese Stelle ist nicht etwa in tadlerischer Absicht herausgeklaubt, sie hat Geschwister. Findet sich auch ganz vereinzelt eine ungetrübte Stimmung wie in dem trotz sprachlicher Nachlässigkeiten hübschen Winterbild:

Heute fielen weiße Flocken,
Die auf meinem Kleid vergingen ...
Wie mich die Gefilde locken,
Seit die Himmel sich verhingen —

Ruhe ist und unbestimmtes
Licht färbt alles trüb und tot;
Matt im Westen stirbt, verglimmt es
Als ein Streifen Abendrot —

Eine kalte Gedanklichkeit frostet bestimmend durch das ganze Buch. Zwei Belege noch (sie ließen sich leicht mehren):

Wenn ein Baum in Blüte steht,
Ist sein Blühen eine Tat?
Nein, ein Zustand, er vergeht —
Auch die Frucht ist keine Tat.

Oder eine Strophe aus dem Bergzyklus:

Alles Leben ist ein Mittelding:
Kräftemittelmaß und Nacherscheinung,

Vieler Elemente letzter Ring,
Zweier Kräfte flüchtige Vereinung.

Nur ein Fünklein Empfindung, ein Flämmchen Leidenschaft! seufzt man angesichts solcher gereimten Alltäglichkeiten, die neben dem überheblichen Preislied des Verlages kläglich genug dastehen. Einzig die suggestive Macht der Reklame und das ansteckende Grauen der kritischen Geister, mit einer eigenen Meinung allein zu stehen, mögen erklären, wie sich eine Persönlichkeit von so ausgesprochen intellektueller Geisteshaltung mit so mancher Veröffentlichung nun schon auf dem Gebiet der Lyrik behaupten konnte. Auch dies gehalt- und gestaltarme „Werk der Welt" wesentlich also wieder ein Versagen in allem, worauf es in lyrischer Dichtung ankommt. Eine ungern gemachte Feststellung! Doch es muß einfach Raum geschafft werden dem Tüchtigen und Kernhaften, das auch da ist, aber nicht aufkommt in der Stickluft von Phrase, Literaturgeckentum und modisch parfümiertem Bluff.

Hiltbrunner hat uns stimmunggesättigte und eigenwillige Prosa geschenkt. Allein unsere Epiker wollen zur Zeit durchaus auch als Lyriker Geltung gewinnen. Da hat Hiltbrunner von Hamsun ein Bändchen Gedichte übersetzt, an dem außer dem Preis nur noch die innere Dürftigkeit bemerkenswert ist. Das Lied ist ein strenger Prüfstein für seelische Wucht und Tiefe, und just in diesen Versuchen der nordischen Berühmtheit wird peinlich offenbar, daß ein glänzender Journalist nicht ohne weiteres auch das Zeug zu einem Poeten hat. (Fortsetzung folgt.)

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Zentralismus und Föderalismus. — Zwei Neuerscheinungen zur jüngsten Geschichte und zur gegenwärtigen Lage der Schweiz.

„Der Föderalismus wittert Frühlingsluft. Er ist daran, Verstimmungen im Volk gegen den Staat nach alten Heften auszunützen." Dieser jüngste Ausspruch der „Thurgauer Zeitung" kennzeichnet sicherlich richtig eine Seite unserer gegenwärtigen staatspolitischen Lage. Er bedarf nur insofern der Ergänzung, als der Föderalismus nicht erst heute, d. h. in der allerjüngsten Zeit Frühlingsluft wittert, sondern daß wir es dabei mit einer Erscheinung zu tun haben, die seit bald zwei Jahrzehnten zu beobachten ist, also schon in die letzten Vorkriegsjahre zurückreicht. Zu beachten ist ferner, daß die Ursachen dafür nur zum Teil in einem wirklichen Kräftezuwachs der föderalistischen Richtung und Volksgruppen zu suchen sind, zur Hauptsache dagegen in der Erschlaffung der zentralistischen Richtung, im Fehlen eines einheitlichen, parteimäßig geschlossenen Willens zum starken Staate, wie er in den Jahrzehnten, die den Verfassungen von 1848 und 1874 voraufgingen, vorhanden war. Sicher aber ist, daß diese Frage Zentralismus oder Föderalismus auch heute noch, oder heute wieder, genau wie vor hundert Jahren, die Kernfrage unseres staatspolitischen Daseins darstellt, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß die beiden Begriffe inhaltlich mancherlei Wandlung erfahren haben und daß auch heute unter ihnen nur jene letzte gegen-